

*Pierce Nace*

**EAT THEM  
ALIVE**

Aus dem Amerikanischen von Thomas Schichtel

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Eat Them Alive*  
erschien 1977 im Verlag Manor Books.  
Copyright © 1977 by Pierce Nace

Einmalige Vorzugsausgabe April 2019  
Limitiert auf 999 Exemplare  
Lektorat: Katrin Holle  
Titelbild: Timo Wuerz  
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten

# EINS

Das kleine Segelboot wackelte, als sich durch das Beben auf der nahen Karibikinsel Wellen auf-türmten. Dyke Mellis packte das Steuerruder ganz fest und starrte entsetzt auf das kleine Stück Land, das ihm bislang Zuflucht geboten hatte.

Dunkle Sturmwolken hingen über der Insel, und immer wieder schlugen Blitze in den Bäumen und in der kleinen Ufersiedlung ein. Die Windstärke legte zu, sodass es noch schwieriger wurde, das Boot auf Kurs zu halten. Dyke schloss den Sicherheitsgurt und band das Steuerruder fest. Er blickte zu dem einzelnen Segel hinauf und piff, während der Sturm das Boot mal tiefer in die tobende See grub und es mal mit ächzendem Gebälk wieder herauszog.

Mit einer Hand versuchte Dyke das Fernglas zu heben und sich das Schicksal der kolumbianischen Insel anzusehen, in die er sich so verliebt hatte.

Auf einmal setzte ein gewaltiges Grollen ein, noch lauter als zuvor. Er spürte dieses Geräusch mehr, als dass er es hörte. Während er hinsah, gerieten die Häuser auf der Insel ins Schwanken. Eines der höchsten bekam Risse und stürzte ein. Ein Erdbeben! Kaltes Grauen packte Dyke.

Etwas wühlte jetzt das Meer zwischen dem Boot und der Insel auf. Die stürmische See beruhigte sich kurz und wurde dann weiß. Langsam stieg sie hoch. Dyke blinzelte ungläubig. Er wischte die Linsen des Fernrohrs ab. Dann sah er noch mal hin. Es war unverkennbar. Eine massive Wand aus Wasser formte sich, versperrte ihm den Blick auf den Strand und einen Teil der Insel. Blitzartig wurde ihm klar: ein Erdbeben ... eine Flutwelle!

Hektisch machte sich Dyke daran, das Steueruder wieder loszubinden. Dabei blickte er über die Schulter. Die Wasserwand ragte inzwischen ungefähr zehn Meter hoch auf und rauschte in gleichmäßigem Tempo auf ihn zu. Endlich bekam Dyke den Knoten geöffnet und riss das Steuerruder heftig herum.

Es kam auf jede Sekunde an. Darin war der Unterschied zwischen Leben und Tod zu messen. Wenn ihn die zehn Meter hohe Welle seitlich erwischte, zerschlug sie das Boot und ihn selbst in tausend Stücke. Die einzige Chance hatte er, wenn er sich ihr frontal stellte. Dyke ging, starr vor Angst, in die Hocke, als sich das kleine Boot zur Welle umdrehte. Wie in einem tödlichen Rennen schien die Zeit stillzustehen, während die Welle schnell heranstürmte. Es schien ewig zu dauern, aber dann war das Monstermeer auf einmal über ihm.

Seh- und Denkvermögen schwanden. Er spürte, wie die schwere Masse das Boot schüttelte und

umherwarf. Das Meer zerrte an seinen Armen und Beinen. Es zog ihn unter Wasser, befreite ihn und tauchte ihn erneut unter. Jedes Mal wenn er unter Wasser gezogen wurde, ruderte er mit den Armen und versuchte sich an irgendetwas festzuhalten. Endlich fand dieses Hin und Her ein Ende und er fühlte wieder festes Holz in den Händen. Er schüttelte den Kopf und versuchte, etwas zu erkennen.

Die Flutwelle war an ihm vorbeigezogen; das Boot war noch flott, aber schwer beschädigt. Der Mast und der größte Teil der Takelage waren fort. Durch irgendein kleines Wunder hielt der Sicherheitsgurt ihn noch immer an der Winsch auf dem Kabinendach fest. Allein das hatte ihm das Leben gerettet.

Der Verstand wies ihn an, unter Deck zu steigen und sich die Rumpfschäden anzusehen, doch Schock und Ungläubigkeit bannten ihn ans Kabinendach. Auch trug der Instinkt dazu bei, dass dieses von ihm selbst gebaute, robuste Boot ihn nie im Stich lassen und sogar ohne Mast und Takelage mithilfe des kleinen Motors in einen Hafen bringen würde.

Er drehte sich zu den Überresten der Insel Malpelo um. Dyke schüttelte den Kopf. Sollte er es auf die schon so lange nur noch verschwommene Sicht schieben oder auf die ständigen Kopfschmerzen, unter denen er seit der Folterung vor elf Jahren litt? Was er sah, waren jedoch Fakten. Die Nachwirkungen des Erdbebens rüttelten noch immer an der Insel. Sie verstreuten Hauswände, Reste von

Bäumen, Karren und halbe Hunde und Menschen wie Kleinholz ins Meer.

Eine neue Angst packte Dyke. Was, wenn Malpelo im Meer verschwand? Wohin sonst konnte sich jemand wie Dyke wenden, ein Flüchtling aus den Vereinigten Staaten? Die ganze Zeit hatte er auf dieser Insel ein sicheres Versteck gehabt, sich seines Lebens erfreut und Pläne geschmiedet, wie er die vier Männer aufspüren konnte, die früher mal seine Mitarbeiter gewesen waren. Wobei er sich schwor, ihnen jeden Rest Verstand und auch die körperliche Männlichkeit zu rauben – wie sie es mit ihm gemacht hatten.

Dyke sah erneut hin. Ja, wie durch ein Wunder existierte dort immer noch eine Insel. Kreuz und quer von Spalten durchzogen, die meisten Häuser platt, mehr Trümmerhaufen als Zivilisation, so ragte die kleine Landmasse aus dem Meer auf.

Einige der Häuser schwankten noch auf ihren aufplatzenden Fundamenten; andere stürzten ein und zermalmten die Menschen, die aus ihnen flüchten wollten. Andere Konstruktionen gingen in Flammen auf. Brände tanzten vor dem schwarzen Himmel darüber und dem wogenden Meer darunter. Die wenigen Überlebenden liefen in ihrer Panik ziellos umher.

Auf einmal sperrte Dyke den Mund auf. Seine Augen entdeckten etwas Neues, etwas, das er noch nie gesehen hatte.

Was waren das für Riesenkreaturen, die aus den Spalten im Erdboden gekrochen kamen? Waren das irgendwelche seltsamen Tiere? Waren es übergroße Schlangen, die tief in der Erde gehaust hatten und jetzt aus ihren schon ewig versunkenen Bauten getrieben wurden?

Aber nein. Schlangen hatten keine Gliedmaßen, mit denen sie rudern konnten, keine aufgequollenen Bäuche, keine Umrisse wie – was immer das für Dinger waren.

Es waren Insekten! Die riesigen, länglichen Dinger strömten von irgendwo tief unter der zu gewaltigen Spalten aufgeplatzten Erde hervor. Sie kletterten übereinander, um ihren Höhlen oder Untersee-löchern oder sonst was zu entrinnen, wo sie gehaust hatten. Sie mussten Tausende von Jahren unter der Insel gelebt haben. Ihre Entwicklung musste ein Rückgriff auf die Zeit der Dinosaurier sein.

Sie mussten so groß wie Menschen sein ... Nein, sie waren noch größer! Riesige grüne Monster, mit kleinen, krallenbewehrten Vorderbeinen und mächtigen Hinterbeinen, die an Kängurus erinnerten. Die Bäuche schienen eine echte Last für sie zu sein und mehr als die Hälfte des Körpergewichts auszumachen.

Dyke schüttelte erneut das Haupt, denn er musste wieder einen klaren Kopf bekommen und hoffte, dass die dämonischen Bilder verschwanden. Als er aber wieder hinsah, waren die prähistorischen Tiere

immer noch da und wurden mit jedem Augenblick mehr. Sie ploppten zu Dutzenden aus der bebenden Erde hervor, zu Hunderten, zu Tausenden. Allmählich bedeckten sie die ganze Insel, huschten hungrig über sie hinweg, sprangen mit den Hinterbeinen, gruben mit den krallenbewehrten Vordergliedern. Ab und zu stieg ein Insekt auf, breitete am Rücken riesige grüne Flügel aus und flog herum, ehe es wieder zur Erde hinabsank.

Dyke justierte das Fernglas und betrachtete forschend die Kreaturen mit ihren von Adern durchzogenen Flügeln, den furchterregenden Kiefern, die ständig arbeiteten.

Es waren Gottesanbeterinnen!

Die Gestalt war jedoch das Einzige, was sie mit der Minivariante gemeinsam hatten, die harmlos in Teilen der Vereinigten Staaten herumwuselte. Das hier waren Monster – gefräßige grüne Monster! Sie machten den Eindruck, alles fressen und mit den gewaltigen Kiefern zerkauen zu wollen, was sie fangen konnten. Sie griffen sich sogar gegenseitig an und bissen Stücke aus Beinen oder Köpfen oder Bäuchen anderer Gottesanbeterinnen, um sie mit der Wonne kannibalistischer Gourmets zu verspeisen.

Dyke wandte den Blick von den Insekten zum wogenden Meer. Der Ozean beruhigte sich wieder; die Wellen wurden schwächer, der Schaum verstreute sich. Auch die Erde wurde wieder ruhig. Einige der Spalten schlossen sich, während andere Schluchten

bildeten, tiefe Einschnitte, die Untiere ausspion, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Er riss die Augen weiter auf und verfolgte in entsetzter und doch freudiger Faszination, wie sich eine Erdspalte über einem hüpfenden Schwarm grüner Leiber schloss und sie zerquetschte, während sie ihr wild krabbelnd zu entrinnen versuchten. Einige der Gottesanbeterinnen schafften es, abgesehen von einem Hinterbein, das sie nicht herausziehen konnten; andere bekamen nur die Köpfe aus der Spalte gesteckt, und wiederum andere wurden in der Körpermitte erwischt. Dyke schauderte in köstlicher Ungläubigkeit und stellte sich vor, er hörte das donnernde Krachen, wenn die Mantisleiber flach gedrückt wurden.

Die toten Insekten wurden jedoch kaum vermisst, sicherlich nicht von den übrigen Gottesanbeterinnen, die weiter im Erdboden scharrtten und kratzten – anscheinend auf der Suche nach Nahrung, Nahrung und noch mehr Nahrung. Sie mussten in ihren unterirdischen Nestern richtig gehungert haben, vielleicht weil nur wenig Essbares daherkam, vielleicht weil sie einfach zu viele waren, als dass eine einzelne jemals einen vollen Magen gehabt hätte.

Als Dyke gerade das Fernglas absetzen wollte, wurde er auf einen neuen Vorgang aufmerksam, sodass er es rasch wieder vor die Augen hob. Sogar mit seinem verschwommenen Blick erkannte er, dass dort genau das geschah, was er vermutet hatte.

Eine Mantis hatte einen Menschen in die Enge getrieben. Den armen alten Kello Wann, Dykes 80 Jahre alten Nachbarn, der nicht schnell genug laufen konnte, um dem zugreifenden Insekt zu entkommen. Es warf ihn zu Boden und legte damit los, ihn zu fressen, als wäre er ein Fisch, ein Stück Fleisch, irgendwas Essbares. Es machte sich nicht die Mühe, ihn zu töten, ehe es ihn verspeiste. Er lag strampelnd und verzweifelt schreiend am Boden, während das grüne Monster ihn bei lebendigem Leib verschlang.

Dyke sah konzentrierter hin und spürte, wie sich das bloße Starren zu einem Interesse steigerte, das an Faszination, gar Besessenheit grenzte.

Er brummte laut: »Gott, was passiert nur mit mir? Ich habe schon Blut gesehen. Ich habe schon Menschen mit dem Messer verletzt, sodass das ganze Blut aus ihnen herausgelaufen ist. Das da ist doch nichts Neues.«

Ihm wurde aber klar, dass es *doch* neu für ihn war zu sehen, wie ein Mensch bei lebendigem Leib gefressen wurde. Er hatte Menschenfleisch nie als Nahrung eingestuft, aber jetzt bildete es einen Festschmaus für diese Kreatur, die den alten Kello verspeiste.

Er fuhr fort, an sich gewandt: »Wie kommt es, dass mich dieser Anblick so packt und ich den Blick einfach nicht abwenden kann, dass ich jeden Bissen sehen möchte, den die Gottesanbeterin aus dem alten Kello rupft? Warum möchte ich der Kreatur

dabei zusehen, wie sie das Fleisch frisst und das Blut aufsaugt?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass dieses Gefühl in mir ist, die Macht über mich an sich reißt, mich dazu bringt, mich am langsamen Tod des alten Kello zu *ergötzen*. Gott, ich habe seit Jahren keine solche Hochstimmung mehr erlebt, seit dem Verlust der Männlichkeit und damit jeder echten Lebensfreude nicht mehr. Oh, ich wollte am Leben bleiben und es den Männern heimzahlen, die mich zerstört haben – aber ich habe in dieser ganzen Zeit keine Art echter Aufregung mehr erlebt. Ich war noch ein Junge, als ich mich zuletzt völlig lebendig fühlte. Bis heute.

Aber jetzt habe ich etwas, wofür ich leben kann – denn ich finde es toll zuzusehen, wie jemand von einem Monster gefressen wird! Vielleicht ist es ein Ersatz für die verlorene Manneskraft, keine Ahnung. Ich weiß nur, dass es eine Freude ist, mit der ich nie wieder gerechnet hatte!«

Eines der Insekten, das noch nicht an dem Mann gefressen hatte, riss ihm jetzt die Glieder ab, sammelte sie in seinen »Armen« und entfernte sich ein kleines Stück weit, um das Fleisch von den Knochen zu nagen. Der alte Kello lebte noch. Er wand sich, versuchte verzweifelt, den verstümmelten Rumpf zu befreien.

Die auf ihm hockende Gottesanbeterin hielt den 80-Jährigen mit den gewaltigen Hinterbeinen fest, gegen die der alte Kello nichts ausrichten konnte. Das grüne Untier fraß heißhungrig an dem menschlichen

Wesen, biss ihm schließlich den Kopf ab und beendete so gnädig Kellos Leben. Es brach den Kopf auf, schaufelte das Gehirn heraus, stopfte es sich komplett in den mächtigen Schlund und zerkaute es dort. Dann fiel es über die Körperöffnungen her, riss den Mann vom Hals herab auf und breitete die Hälften am Boden aus. Dyke spürte, wie ihm heiß wurde, er nach immer mehr Fleisch und Blut gierte. Das Tier hielt inne, um das zarte Herz richtig zu genießen, ehe es sich den übrigen Organen zuwandte und die Eingeweide wie ein ausgehungertes Tier herausrupfte, das gerade eine Mahlzeit gefunden hatte. Leber und Magen kamen als nächste an die Reihe. Dyke hatte das Gefühl, sie gemeinsam mit dem Monster zu kosten; er hatte noch nie Herz oder Leber eines Menschen gesehen und auch keine Gedärme. Er empfand eine persönliche Genugtuung, während das alles verschlungen wurde.

Blut färbte den weißen Sand, wie er feststellte. Die Bestie ließ immer wieder mal davon ab, das Fleisch des Alten zu verzehren, um an dem Blut zu saugen, es wie Wasser zu trinken, als wäre es das Einzige, was ihren Durst stillen konnte. Und da mehr Blut aus der Leiche lief, als die Bestie zwischen einzelnen Bissen Fleisch schlucken konnte, eilten andere Gottesanbeterinnen herbei und saugten so viel, wie sie nur konnten, von der leuchtend roten Flüssigkeit auf, die der alte Kello hergegeben hatte, ehe er starb – und auch noch anschließend.

Als die Mantis, die dem Mann Arme und Beine abgerissen hatte, sich erneut näherte, anscheinend voller Hoffnung auf ein weiteres saftiges Stück, versetzte ihr das zweite Insekt einen Tritt mit einem Hinterbein, nach dem die überdimensionierte Kreatur durch den rot befleckten weißen Sand rollte. Weitere dieser Untiere, sogar die unter ihnen, die dabei halfen, Kellos Blut aufzusaugen, unterbrachen und betrachteten den Artgenossen, der den Mann verspeiste. Sie schienen nicht bereit, es auf einen Kampf mit ihm ankommen zu lassen. Dyke erkannte, dass diese spezielle Gottesanbeterin anderthalbmal so groß war wie die anderen – was ihr zweifellos zum Respekt der Artgenossen verhalf. Von diesem Augenblick an war der alte Mann die Mahlzeit nur dieses Tieres. Es verputzte Kello innerhalb von Minuten.

Dyke sah nun, dass die anderen Menschen auf der zertrümmerten Insel – vielleicht acht oder zehn hatten das Erdbeben überlebt, das jeden Hinweis auf menschliche Besiedlung zerstört und letztlich eine neue, in Schluchten gespaltene Erde hinterlassen hatte – hinter Baumstümpfen Deckung suchten, in den neu entstandenen Spalten, unter eingestürzten Häusern, wo sie jeweils ein Versteck fanden, wohin sie sich verdrücken konnten, um den Klauen und pausenlos klappernden Mandibeln der hungrigen Gottesanbeterinnen zu entkommen.

Aber kein einziger Mann, keine einzige Frau und kein einziges Kind entkam den zupackenden

Klauen, den entsetzlichen und erschreckenden Kiefern der großen Insekten. Einer der panischen Menschen nach dem anderen wurde von diesen Heuschrecken zur Strecke gebracht und schneller verspeist, als es Dyke jemals bei einer Katze mit einer Maus oder einem Huhn mit einem Wurm gesehen hatte.

Er richtete sich im Boot zu seinen vollen 1,60 Meter auf und legte das Fernglas für einige Sekunden zur Seite.

Nach seiner erbitterten Überzeugung hatte er jede der Menschheit bekannte Folter sowohl ausgeteilt als auch selbst eingesteckt. Er hatte Menschen niedergeschossen und war selbst angeschossen worden, hatte geraubt und war beraubt worden. Er hatte Holzsplitter unter Fingernägel gestoßen und angezündet. Er hatte Nägel durch die Hände von Bankmitarbeitern gehämmert, damit sie Tresore für ihn öffneten. Er hatte Menschen Finger abgeschnitten, ihnen die Beine gebrochen und ihnen scharfe Messer durch die Gesichter gezogen.

Er war in jeder erdenklichen Hinsicht herzlos, undankbar, schamlos gewesen, dachte er – bis jetzt.

Aber, Gott, er hatte nie jemanden *verspeist* und hatte auch nie Unterstützer oder Söldner gehabt, die es für ihn taten.

Jetzt war Malpelo jedoch von Rieseninsekten besiedelt, denen Menschenfleisch anscheinend schmeckte!

Vielleicht konnte Dyke diese erstaunliche und verstörende Vorliebe für sich nutzen.

Er wäre der einzige Mensch auf der Insel.

Er könnte der Meister der Rieseninsekten sein ... oder nicht?

Dann fiel ihm etwas ein, er spannte sich sofort an und ballte die Fäuste. Warum sollte er annehmen, dass die Gottesanbeterinnen ihn verschonten – wo sie doch erkennbar keinen anderen Menschen verschonten, der in die Griffweite ihrer Klauen kam?

Er redete von jeher nur mit sich selbst und lebte schon so lange allein, dass er meistens über endlos lange Tage hinweg keine andere Stimme hörte als die eigene.

Laut sagte er: »Also okay. Ich muss einen Weg finden, um zwischen diesen grünen Viechern zu leben und am Leben zu bleiben. Ich *muss* einfach! Hier habe ich meine erste große Chance, Feinden auf eine seltsame neue Art einen qualvollen Tod zu bereiten. Diese Chance darf mir nicht entgehen.«

Auf einmal lachte er bedächtig, böse, ohne Heiterkeit oder Mitgefühl, ohne irgendein Gefühl außer einem nagenden Bedürfnis nach Rache, einer Rache, die seit elf Jahren sein einziges Lebensziel darstellte.

Mal angenommen, ein Mensch – sagen wir Dyke Mellis – fände eine Möglichkeit, diese großen grünen Gottesanbeterinnen mit ihren furchterregenden, geäderten grünen Flügeln, den vorquellenden Augen, den niemals stillstehenden Kiefern zu beherrschen.

Was stünde diesem Menschen mit derartigen ver-  
sklavten Monstern noch im Weg?

Er lachte weiter vor sich hin und betrachtete diese Frage mit schmerzdem Schädel. Er fragte sich laut: »Was würden denn diese vier Kerle tun, die mich im elenden Ödland dieser Rinderranch in Texas für tot gehalten und liegen gelassen haben, wenn ich mich total lautlos anpirschen würde, an einen nach dem anderen? Was würden Pete Stuart, Kane Garrister und Ryan Gaut oder Zeb Hillburn fühlen, wenn ein Dutzend dieser scheußlichen grünen Monster – oder auch nur eins – sie anspringen, zu Boden reißen und über ihre Gesichter, Ohren, Arme und Beine herfallen würde ... um ihnen dann den Rumpf aufzu- reißen und ihre Innereien zu fressen?«

Diese Männer hatten gefoltert, genauso wie er; das wusste er. Mit ihm zusammen hatten sie Gott gespielt, Urteile gefällt und Strafen verhängt, hatten Finger oder Zehen oder Ohren abgehackt, ehe sie ihre Opfer erschossen oder sie bei lebendigem Leib von Klippen geworfen hatten – all das fürs schiere Vergnügen, um zu sehen, wie sich die menschliche Beute wand, wie sie schrie, bettelte, stöhnte und schließlich einen scheußlichen Tod fand.

Würden Dykes vier Feinde nicht jämmerlich auf den Knien liegen und erbärmlich flehen, wenn er an der Spitze einer hungrigen Horde von Gottes- anbetorerinnen auftauchte, denen er befohlen hätte, seine Folterer zu fressen? Gott, was für eine teuflische

Freude das wäre! Je mehr er darüber nachdachte, desto entschlossener war er, sich das nicht entgehen zu lassen.

Und würden seine übrigen potenziellen Feinde, nämlich alle Gesetzeshüter, die ihn für einige oder alle seiner abscheulichen Verbrechen fassen wollten, das gleiche bemerkenswerte Schicksal erleiden? Würden die Insekten auf der Insel uniformierte Beamte genauso mühelos umbringen wie seine vier früheren Kumpel? *Das* wäre für ihn ungetrübtes Glück: sich anzusehen, wie Polizisten stückweise in den Schlund einer Gottesanbeterin und dann durch den Hals des Tieres bis in den unglaublichen Bauch wanderten. Dyke versprach sich auf der Stelle, dass er dabeistehen und jubeln würde, wenn das geschah – laut jubeln, damit die Cops seinen Applaus auch nicht missverstanden, während sie starben.

Kaum eine unheilvolle Sekunde war vergangen, da stieß Dyke einen Schreckensschrei aus. In seinem Eifer, die riesigen Untiere aus der Nähe zu betrachten, hatte er vergessen, den Motor anzuwerfen, um das Boot in sicherer Entfernung zur Insel zu halten. Er war den stöbernden Kannibalen gefährlich nahe gekommen, so nahe, dass er von jedem Monster, das ihn entdeckte, durch einen Sprung oder kurzen Flug erwischt werden konnte, um dann stückweise verschlungen zu werden und anschließend in dessen aufgequollenem Bauch zu landen.

Er packte das Steuerruder erneut, doch dann fiel ihm ein, dass er kein Segel mehr zur Verfügung hatte und der Motor nach dem Sturm vielleicht nicht mehr funktionierte.

Er lief zu der Maschine am anderen Ende des Boots. Sie war intakt, obwohl er keinen Schimmer hatte, wie das möglich war. Dann zog er das Starterseil einmal, zweimal, dreimal; nach dem dritten Zug ächzte und knurrte der Motor, schnurrte, sprang an. Dyke drehte das Boot und nahm Kurs aufs offene Meer.

Eine elektrisierende Sekunde später sah er jedoch, dass es zu spät war.

Gewaltige grüne Beine tanzten neben dem Boot im Wasser auf und ab und versuchten, die Bordflanke zu ersteigen. Es gelang ihnen schließlich, dann folgten der Kopf, die zupackenden Arme, der pulsierende, wippende Bauch.

Es war die übergroße Gottesanbeterin, das Tier, das herauszufordern sich die übrigen Tiere nicht getraut hatten.

Das große Insekt konnte Dyke in weniger als einem Dutzend Bissen auffressen. Und es hatte das ganz sicher vor. Die Augen musterten ihn hungrig; die krallenbewehrten Hände bewegten sich gierig, der riesige Schlund klappte mit jeder Sekunde noch schneller auf und zu.

Dyke wusste, dass er so gut wie tot war, wenn er sich nicht ganz schnell etwas überlegte. Schnelles

Überlegen hatte ihm stets das Leben gerettet; er durfte dabei jetzt nicht versagen.

Wie immer hatte er auch diesmal eine Schusswaffe an Bord, aber er wollte dieses spezielle Insekt nicht erschießen. Außerdem war es durchaus möglich, dass keine Kugel der Welt diese dicke Haut durchschlagen konnte, die eine regelrechte Schale bildete. Also sprang Dyke rasch in die Kabine und schnappte sich das schwerste seiner Netze aus Seilen und Stahlfasern, das er benutzte, wenn er im kolumbianischen Dschungel Tiere lebend einfangen wollte. Das Lasso werfen hatte er schon als Kind gelernt, und es hatte ihm mehr als einmal sehr geholfen.

Er ließ das Netz über dem Kopf kreisen und zielte damit auf die näher kommende Gottesanbeterin. Deren große vorstehende Augen schienen es kommen zu sehen, sie streckte die Arme aus, um die Einschnürung abzuwehren. Dyke hatte jedoch schon Dinge eingefangen, die noch größer gewesen waren als dieses erschreckende Monster. Und er konnte sich einen Fehlwurf nicht erlauben, jedenfalls dann nicht, wenn er Wert auf den eigenen Kopf legte.

Er warf das Netz sauber über die Gottesanbeterin, raubte dem aufgebrachten Giganten so jeden Bewegungsspielraum und nahm ihn innerhalb weniger Sekunden gefangen. Er zog das Netz zu, befestigte das andere Ende des Wurfseils an einer Winde, zog es noch kräftiger an und sicherte es anschließend mit Eisenklammern. Gott, er konnte von Glück sagen,

dass der Sturm einige Sachen an Deck und den Inhalt der Kabine verschont hatte.

Der Triumph machte ihn optimistisch und wagemutig. Er war bereit, die Pläne zu erproben, die sich in seinem Kopf bildeten. Sogar die ständigen Kopfschmerzen störten ihn dabei nicht.

Wenn er dieses spezielle Insekt zähmen konnte, sodass es ihn respektierte und seine Befehle ausführte, dann konnte er auch andere zähmen und aus ihnen ein machtvolles Instrument formen, das seinen üblen Anweisungen folgte. Dann konnte er nach eigenem Ermessen Rache an seinen vier Feinden üben.

Aber wie ging man das Projekt an, eine Kreatur wie diese zu zähmen?

Er gab sich selbst die Antwort. »Wie? Nun, mit Futter natürlich! Jedes Lebewesen versteht die Macht des Fütterns und Gefüttertwerdens. Durchaus möglich, dass mir diese Gottesanbeterin innerhalb weniger Tage oder vielleicht Wochen nachläuft und mir kein bisschen was tut. Vielleicht bettelt sie mich sogar um Futter an, weil sie genau weiß, dass niemand außer mir bereit ist, ihr welches zu verabreichen.«

Er sprang wieder in die Kabine und lief zur Küche. Er bewahrte dort einen fast endlosen Vorrat an Fleisch auf, das vom 30 Zentimeter hoch stehenden Wasser unberührt geblieben war. Mit den Fallen und dem Gewehr erlegte er immer viel mehr, als sein Gefrierschrank auf der Insel aufnahm; er war ständig überversorgt. Es gefiel ihm so, weil er auf diese Weise

jederzeit die Freiheit hatte, es mal locker angehen zu lassen, mal eine Woche oder einen Monat lang auf der Insel in der Sonne zu schlafen oder sich im Boot übers stille Meer treiben zu lassen.

Er packte zwei Hinterläufe eines Pumas, den er wenige Tage zuvor geschossen hatte. Sie steckten im Batterie-Kühlfach, aber noch nicht im eigentlichen Gefrierschank. Sie waren bestimmt genug aufgetaut, um den fast unersättlichen Appetit der Gottesanbeterin zu stillen.

Er lief wieder an Deck und wickelte das Seil los, wobei er im Rücken des Tiers arbeitete, damit diese gruseligen Augen ihn dabei nicht verfolgen konnten; er wusste, dass er das Fleisch ins Netz werfen musste, ohne das Insekt zu befreien. Als die Öffnung weit genug war, warf er die beiden Stücke Pumafleisch dicht an die gewaltigen Kiefer der Gottesanbeterin heran. Dann zog er das Netz wieder stärker zu.

Sofort machte sich die Riesenkreatur über das Tierfleisch her, stopfte es sich mit den Klauenhänden in den Schlund und zermalmte sogar die Knochen. Während sich Dyke das stolz und beifällig ansah und glaubte, dass sein Geschenk den quälenden Hunger des grünen Wesens wenigstens kurz stillen würde, drehte sich das Ding um, es erwiderte Dykes Blick, streckte die gierigen Klauen nach mehr aus, zerrte dabei an den Stricken, die es festhielten, und biss nach der Schlaufe, als Dyke nicht sofort weiteres Futter lieferte.

Dyke war überzeugt, dass die Bestie sicher in der Falle gefangen war, aber er wollte, dass diese Gottesanbeterin von ihm persönlich abhängig war, ihn respektierte und mochte und letztlich seinen Anweisungen folgte. Er hoffte, die wilde Kreatur dazu abrichten zu können, dass sie vier Menschen tötete und verspeiste, jene vier, die Dyke seiner Männlichkeit beraubt hatten.

Er schleppte eine weitere Ladung Fleisch an, so viel er nur aus dem Kühlschrank der Kombüse hinter sich herziehen konnte. Dieser Lieferung folgten noch eine dritte und eine vierte. Endlich setzte sich das Monster auf die abscheulichen grünen Beine zurück; sein Bauch war unglaublich gedehnt, die Kiefer mahlten nicht mehr. Die vorstehenden Augen schienen Dyke freundlich anzusehen, und der Schädel nickte träge, ehe er ganz nach vorn auf den Rumpfsackte. Gestützt durch die eigenen Füße und den Bauch, schlief das Monster.

Dyke fühlte sich dem ungezähmten Ding verbunden. Vielleicht weil er annahm, dass die Gottesanbeterin zum ersten Mal überhaupt völlig satt war. Und Dyke wusste aus unzähligen Erlebnissen, wie es war, hungrig zu sein und nichts zu essen zu haben. Er erinnerte sich daran, dass nichts wichtiger war außer Nahrung, wenn man richtig Hunger hatte.

Vielleicht fühlte sich die Gottesanbeterin, wenn sie wach wurde, dem Mann verbunden, der ihr den Bauch mit Fleisch gefüllt hatte.

Natürlich durfte Dyke kein Risiko eingehen. Er würde das gefangene Monster aufs Festland und in den Dschungel lotsen, indem er ihm Fleisch vor die Nase hielt.

Er hatte dort eine Hütte mit genügend Vorräten, wo er oft ein paar Nächte verbrachte, wenn er die Insel mal leid war.

Wenn das angebotene Fressen ihm nicht die Freundschaft der Kreatur einbrachte, es sie nicht hörig machte und willens, ihm zu dienen, dann musste er auf andere Art dafür sorgen, dass er selbst ungenießbar wurde.

Er hatte viele verschiedene Köder ausprobiert, um Dschungeltiere in die Falle zu locken, die letztlich nicht funktionierten – weil sie Wölfen und Pumas und Affen und sonstigen Geschöpfen Kolumbiens einfach nicht schmeckten. Er plante, verschiedene Möglichkeiten zu testen, bis er etwas fand, das einer Riesengottesanbeterin nicht schmeckte, woran sie nicht mal schnuppern wollte ... ein Rieseninsekt, das erst kürzlich bei einem Erdbeben aus der Erde gespuckt worden war.

Sobald er dergleichen zubereitet hatte, etwas so Übles, dass das Tier ihn nicht fraß, solange er es auf Haut und Kleidung verschmiert hatte, konnte er ohne Risiko nach Malpelo zurückkehren, dort unter den Gottesanbeterinnen leben und einige davon abrichten, um seine Rache zu üben, sobald er den richtigen Zeitpunkt für gekommen hielt.

Er sagte zu sich: »Gott, wenn irgendjemand irgendwo jemals verdient hatte, Rache zu üben und sie zu genießen, dann bin ich das. Diese vier Typen haben mir alles angetan, was ihre miesen Hirne nur aushecken konnten, um mich langsam und qualvoll umzubringen; ein schwächerer Mensch wäre danach tot gewesen, wie sie es damals glaubten, als sie mich liegen gelassen haben.«

# ZWEI

Auf die eine oder andere Art kam es Dyke so vor, als hätte er vor seinem Leben auf der kolumbianischen Insel Malpelo gar kein Leben gehabt. Er kannte den Anblick, die Laute, die Gerüche der anspruchslosen, unbehelligten, friedfertigen Menschen der Insel, so wie die Dinge gelegen hatten, ehe es zur Gezeitenwelle und dem Erdbeben kam. Er hatte sich hier zu Hause gefühlt. Trotzdem konnte er auch vermeiden, zu oft andere aufzusuchen, und er konnte dem gesellschaftlichen Leben generell entfliehen, wenn er das wollte, indem er eine Stunde oder einen Tag oder eine Woche auf seinem Hausboot oder in seiner Hütte auf dem Festland verbrachte. Er hatte sich tausendfach einzureden versucht, dass er irgendwann die Vergangenheit ruhen lassen und in Gegenwart und Zukunft zufrieden sein könnte – essen, um zu leben, und leben, um zu essen, wie es die übrigen Inselbewohner machten.

Manchmal war er mit ihnen zum Fischfang hinausgefahren; ganz selten hatte er mal an ihren spontanen Festen teilgenommen, hatte sein Spanisch von der texanisch-mexikanischen Grenze mit ihrem südamerikanischen Spanisch vermischt und ein paar

Mahlzeiten mit Kello Wannu geteilt; der arme alte Kello, jüngst zerkaut und in Schlund und Bauch der Riesenkreatur verschwunden, die jetzt in Dykes Netz an Deck schlief – er war Dykes einziger Freund auf Malpelo gewesen.

Im Grunde wusste er aber von jeher, dass seine Bitterkeit nicht durch irgendeine glückliche Gegenwart oder Zukunft auszulöschen oder auch nur abzumildern war. Nur Rache konnte dieses Wunder herbeiführen.

Es war ganz sicher beklagenswert, wenn man Geld verlor; Dyke hatte mehr Geld verloren, als die meisten Menschen jemals hatten. Und Folter bildete eine weitere unerträgliche Erinnerung; kein Mensch könnte jemals die Bösartigkeit dessen vergessen, was Dyke erlitten hatte, vor allem wegen der davon zurückgebliebenen chronischen Kopfschmerzen und der Sehbehinderung.

Verstümmelung, das war jedoch die eigentliche Wunde – eine unvergessliche, unverzeihlich tiefe Wunde. Er scherte sich kaum um die Narben auf Schultern, Rücken und Hintern, die zu empfindlichen roten Riffeln geheilt waren; er konnte sogar die Zickzacknähte auf beiden Wangen ignorieren, auf die jeder Mensch beim ersten Mal mit entsetztem Blick reagierte.

Sein Aussehen bot Merkmale, die für ihn sprachen. Er war stolz auf seine tief liegenden Augen, die noch immer so gut aussahen wie früher und

deren glimmender grauer Blick flehende Opfer auf ihre Knie geworfen hatte. Er wusste außerdem, dass seine schulterlangen Haare so seidig und tiefschwarz waren, dass ganz Malpelo sie bewundert hatte. Er empfand eine wilde Freude darüber, dass sein kräftiges Kinn niemals so etwas wie Zurückweichen oder Bedauern ausdrückte.

Mit aller Macht kämpfte er jedoch an jedem Abend in den letzten, abscheulichen elf Jahren darum, niemals seinen restlichen Körper anzusehen. Er hasste sich selbst und seine Mächtegernmörder, denn er konnte niemals mehr ein Mann sein, niemals die Liebe einer Frau erfahren, niemals heiraten, niemals ein Kind zeugen.

Kastration war etwas, das man mit Tieren machte. Somit war ein Eunuch kein Mann, keine Frau, nicht mal ein Mensch. Er war nichts, vor allem in den eigenen Augen.

Verlorene Männlichkeit konnte niemals zurückgewonnen und niemals völlig gesühnt werden. Man konnte aber Rache dafür nehmen. Und das plante er.

Von jeher wusste er, dass es einfach sein musste.

Der schwarze Hass, der so verzweifelt lange schon in ihm brodelte, konnte ihn jederzeit, wenn er es zuließ, zu dieser Weide im südlichen Texas zurückführen, wo er einen Mordversuch überlebte, weil ihn jemand gefunden und ihm geholfen hatte – und auch deshalb, weil er sich dazu zwang, im Dienst der Rache an seinen Zerstörern am Leben zu bleiben ...

Damals waren sie alle fünf noch jung gewesen, so gerade eben keine Jungen mehr. Sie waren obdachlose Aussteiger zwischen 20 und 25 und trieben sich als Bande südlich von Brownsville, Texas, herum. Der Fluss und beide Seiten der Grenzen waren ihr Revier; hier tricksten sie die Cops einfach für den schrillen Nervenkitzel aus, durchschwammen nach Belieben den Rio Grande und überquerten den Fluss an Stellen, weit entfernt von allen Grenzposten. Ihre Ausflüge fanden nachts statt, sie beraubten die Kneipen und Flohmärkte von Matamoros, um etwas zu essen und zu trinken und ein paar Pesos in den Jeanstaschen zu ergattern. Jeder von ihnen saß mindestens einmal im Knast, aber jedes Mal brachen sie entweder aus oder wurden von den anderen herausgeholt, um dann wieder frei umherzustreifen und aufs Neue zu stehlen.

Dyke war mit 15 nach einem Messerkampf mit dem Vater von zu Hause ausgerissen und hatte gehofft, am nächsten Tag in der Zeitung zu lesen, dass der Alte tot war. Der Vater erholte sich jedoch. Dyke ging nie wieder nach Hause.

Er traf seine Mitverschwörer eines Abends an einem verlassenen Obststand, nachdem er einem Motorradcop aus dem Weg gesprungen war. Die fünf schlossen sich innerhalb von Tagen zu einer Bande zusammen.

Zeb Hillburn und Kane Garrister waren blonde junge Männer mit sturmumtosten blauen Augen und

hatten ihr Leben mithilfe grausamer Verschlagenheit gemeistert – in Dallas, Laredo, San Antonio, wo sie mordenden Boy Gangs angehörten und rivalisierende Bandenmitglieder durch Schlagketten, Schießereien, mit blitzschnell gezogener Waffe oder durch Brechen des Genicks mit bloßer Hand umbrachten. Taff waren Zeb und Kane, und sie planten, so zu bleiben.

Ryan Gaut war halbindianischer Abstammung und in seiner schlaun Unauffälligkeit ganz Navajo. Er war der Älteste und mit 25 Dyke ein Jahr voraus.

Pete Stuart war der wirklich Brutale unter ihnen. Er stammte aus irgendeinem Getto im Osten – hell genug, um als Weißer durchzugehen, aber er bohrte jedem Mann und jeder Frau die Augen aus, der oder die es wagte, ihn nicht als Schwarzen anzusprechen. Er hatte nie Freundlichkeit erlebt und nie darum gebeten; er wusste nach Dykes Einschätzung gar nicht, was das war. Seine Freizeit verbrachte Pete am liebsten damit, kleine Tiere zu zerstückeln oder Kinder zu verstümmeln, die ihm nahe genug kamen, damit er ihnen die Arme aus den Gelenken drehen oder die Beine brechen konnte.

Pete war es, der die Gruppe eines Morgens mit der Bemerkung aus ihrer Lethargie riss: »Ich weiß ja nicht, wie es euch verdammten Weißbroten geht, aber ich bin den Kleinkram satt. Ich gehe eine Sache anleiern, die richtig was abwirft. Ihr blöden Bleichgesichter kommt entweder mit oder nicht, wie ihr möchtet.«